



Sendung vom 14.04.1999

Professor Dr. Harald Weinrich
Literatur- und Sprachwissenschaftler
im Gespräch mit Stephan Pauly

- Pauly:** Willkommen, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, ich begrüße Sie sehr herzlich bei Alpha-Forum. Zu Gast ist heute Professor Dr. Harald Weinrich. Von Hause aus Romanist, baute der international renommierte Sprachwissenschaftler in München das Institut für Deutsch als Fremdsprache auf. Nach seiner Emeritierung in Deutschland lehrt er nun am "Collège de France" in Paris – und das als erster ausländischer Gelehrter mit einem ordentlichen Lehrstuhl. Herr Professor Weinrich, stimmt es eigentlich, daß am "Collège de France" vor der Vorlesung ein Saaldiener die Türe öffnet und Sie mit "Monsieur le professeur!" ankündigt?
- Weinrich:** Das war einmal so. Bei meinen ersten Vorlesungen habe ich das sogar ein bißchen genossen. Inzwischen hat sich diese Gewohnheit aber abgeschliffen und wird nicht mehr praktiziert. Ich bin darüber auch ganz froh.
- Pauly:** Dennoch gibt das aber etwas von der Atmosphäre am "Collège de France" wieder. Könnten Sie von dieser Institution vielleicht noch mehr schildern? Diese Institution besteht ja als wissenschaftliche Eliteeinrichtung schon seit 1530.
- Weinrich:** Ja, das ist eine kleine Universität mit genau 52 Professoren, Geistes- und Naturwissenschaftlern. Es gehören zum Teil große naturwissenschaftliche Institute mit dazu, die in der Forschungslandschaft eine bedeutende Rolle spielen. Wir Geisteswissenschaftler haben eher unsere kleinen Einheiten: Wir arbeiten mit den Mitteln der allerdings vorzüglichen Pariser Bibliotheken. Die Besonderheit dieser kleinen Universität besteht unter anderem darin, daß sie keine eingeschriebenen Studenten hat. Es gibt dort Vorlesungen für gelehrte und gebildete Vorlesungsbesucher, die frei kommen oder auch wegbleiben können. Insofern hat jede Vorlesung den Charakter eines öffentlichen Vortrags.
- Pauly:** Ihre Beziehungen zu Frankreich haben sich schon früh ausgeprägt. Sie haben als Romanist in Kiel und in Köln begonnen. Jetzt bekleiden Sie wieder einen romanistischen Lehrstuhl: So schließt sich also auch gewissermaßen biographisch ein Kreis.
- Weinrich:** Das bildet in der Tat einen schönen Kreis, der übrigens schon eher begonnen hat. Ich bin am Ende des Krieges, als ich 17 Jahre alt war, in französische Kriegsgefangenschaft geraten. Das hat mein ganzes Leben determiniert. Denn ich habe bis dahin auf der Schule kein einziges französisches Wort gelernt. Meine ganzen Französischkenntnisse stammen daher aus der Kriegsgefangenschaft. Ich hatte das große Glück, daß ich in dieser zweieinhalbjährigen Gefangenschaft einen jungen Franzosen näher kennenlernte: Er war quasi mein Wächter, und ich habe mich mit ihm angefreundet. Er war damals ein Student der Theologie. Er war mein erster Französischlehrer, und er war derjenige, der mir Frankreich nahe gebracht hat. Ich habe ihn dann aus den Augen verloren, aber Jahrzehnte später saß

ich einmal in einem Pariser Café und las in "Le Monde" seinen Namen in einer Liste derjenigen, die zu Kardinalswürden erhoben worden waren. Das war Kardinal Decourtray, der nachher auch Vorsitzender der französischen Bischofskonferenz war und der – er ist jetzt vor ein paar Jahren leider verstorben – noch kurz vor seinem Tod in die "Académie Française" aufgenommen worden ist. So kann ich mit einigem Stolz sagen, daß ich mein Französisch direkt von einem späteren Angehörigen der "Académie Française" gelernt habe.

Pauly: Das sind die Zufälle des Lebens, die sich einstellen und die dann hinterher ein schönes biographisches Bild ergeben. Die Beziehung zum Menschen auch hinsichtlich der Wissenschaft – so wie Sie das soeben bei dieser Begebenheit geschildert haben –, hat Ihren wissenschaftlichen Stil geprägt, für den Sie in der Literatur gerühmt worden sind: "Es sei Ihnen eigen, die Wissenschaft aus den elitären Zirkeln heraus und sie hin zur Allgemeinverständlichkeit zu bringen." Was muß denn Ihrer Ansicht nach Wissenschaft leisten können?

Weinrich: Die Wissenschaft hat natürlich ihre eigenen Gesetze. Sie ist verpflichtet, zuverlässige Erkenntnis zu schaffen und sie auch zu vermitteln. Diesen Vermittlungsaspekt - der sich sowohl mündlich in Vorlesungen und Seminaren als auch schriftlich in Büchern und Aufsätzen verwirklicht – habe ich immer sehr ernst genommen. Ich war nie der Ansicht, daß die Wissenschaft zunächst nur für sich und ganz allein im Arbeitszimmer, im Institut, im Labor oder wo auch immer ihre Erkenntnisse gewinnt und sich hinterher erst überlegt, wie sie diese Erkenntnisse vermitteln soll. Statt dessen war es mir immer wichtig, die Adressaten der Wissenschaft schon sehr früh in den Prozeß der Erkenntnisgewinnung mit einzubeziehen. Ich habe in meiner Wissenschaft eigentlich immer an mögliche Adressaten gedacht.

Pauly: Und Sie haben auch, wie Sie einmal gesagt haben, an einen unbekanntem Adressaten gedacht, der als Platzhalter die Öffnung garantieren soll.

Weinrich: Ja, dabei habe ich mich an eine berühmte Szene aus dem Neuen Testament erinnert, nämlich an den Besuch des Hl. Paulus in Athen, wo er viele Opfersteine und Tempel vorfand und wo er dann an dem Altar gepredigt hat, der dem unbekanntem Gott gewidmet war. Gemäß diesem Muster habe ich gelegentlich gesagt: "Wir sollten nicht nur für die Adressaten schreiben, die wir uns vorstellen können, sondern auch für unbekanntem Adressaten aus anderen Fächern." Ein anderes Wort dafür ist die Interdisziplinarität.

Pauly: Dieses Bild des Altars des unbekanntem Gottes bei den alten Griechen findet sich beispielsweise auch in Rom in den Vatikanischen Museen in den Stanzungen des Raffael, einem Deckengemälde, das nicht von Raffael selbst stammt. Dort fällt dieser Gott vom Sockel und zerschellt auf der Erde in tausend Stücke. Besteht in diesem Verständnis von Wissenschaftlichkeit, das Sie vorschlagen, nicht auch die Gefahr, ins Populäre abzurutschen? Muß denn z. B. die Molekulargenetik genauso zugänglich gemacht werden wie Goethe?

Weinrich: Ich verstehe ja wenig von Molekulargenetik und würde dieses Problem, das die Naturwissenschaftler betrifft, auch lieber den Kollegen überlassen: Das müssen sie selbst entscheiden. Sie haben sich ja zunächst einmal häufig für die Vermittlung ihrer Wissenschaft in englischer Sprache entschieden. Dafür gibt es gute Gründe, denn das hängt mit der Globalisierung des ganzen Wissenschaftsbetriebs zusammen. Ich habe aber den Naturwissenschaftlern in Gesprächen gerne empfohlen, doch bitte nicht zu vergessen, daß sie auch dann, wenn sie in Englisch schreiben und wenn sie für eine internationale Wissenschaftlergemeinschaft ihre Erkenntnisse produzieren, dazu verpflichtet sind, an die letzten zu denken, die in dieser

Kette diese Wissenschaft auch noch erfahren müssen. Das sind z. B. die Schüler in den Schulen: Das darf nicht der Sekundärvermittlung überlassen bleiben, sondern die Forscher selbst sind nach meiner Auffassung dazu verpflichtet, den ganzen Vermittlungsprozeß der Wissenschaft bis zum letzten Glied der Vermittlungskette im Auge zu behalten und selbst zu betreuen. Das gilt dann natürlich erst recht für die Geisteswissenschaften.

Pauly: Das bedingt einen gut verständlichen und zugänglichen Stil. Sie haben 1977 den "Sigmund-Freud-Preis" für wissenschaftliche Prosa erhalten, für eben diese Fähigkeit des guten wissenschaftlichen Stils. Ist Ihnen in wissenschaftlichen Kreisen deswegen auch Kritik begegnet? Eine Kritik, die sagt: "Dieser Stil des Schreibens und des Denkens gehört eigentlich nicht in die Universität, sondern letztlich doch ins Feuilleton."

Weinrich: Ja, ja, hinter vorgehaltener Hand wird schon manchmal von mir gesagt, daß ich da ein bißchen zu viel des Guten mache. Ich kann das aber gut ertragen, und ich habe auch eine ganze Reihe von Schriften verfaßt, in denen man beim besten Willen keine Spuren von Popularisierung erkennen kann. Ich habe zwei große Grammatiken geschrieben, bei denen man sich als Leser und Benutzer schon ein wenig anstrengen muß. Ich bin nämlich durchaus der Ansicht, daß die ganze Anstrengung nicht vom Produzenten geleistet werden muß, also vom Schreiber allein, sondern auch der Leser seinen Teil dazu beitragen soll. Aber gerade bei diesen Grammatiken habe ich mir größte Mühe gegeben, sie leserfreundlich zu machen. Ich habe mir z. B. mit den Texten, mit denen ich gearbeitet habe, mit den Beispielen, an denen ich argumentiert habe, größte Mühe gegeben: Ich bin oft stundenlang an meiner Bücherwand entlang gelaufen, um gute Beispiele zu finden – und nicht diejenigen, die mir sofort eingefallen sind. Der erste Gedanke, der einem beim Schreiben kommt, ist oft nicht der Beste. Ich gebe mir da wirklich sehr viel Mühe. Bei jedem Text, den ich schreibe, gibt es sehr viele Versionen, bis ich endlich zufrieden bin – und bis meine Frau zufrieden ist, was noch sehr viel schwerer zu erreichen ist.

Pauly: Ihre Grammatik ist durchaus ein Lesevergnügen. Sie haben Ihre aufschlußreichen Beispiele bereits erwähnt: Sie zitieren nämlich von Knigge bis Walser und von Canetti bis zu volkswirtschaftlichen Texten. Sie zitieren darin auch die Alltagssprache...

Weinrich: Auch z. B. mündlich aufgenommene Gespräche.

Pauly: Sie gehen von einem Textbegriff aus, der nicht nur den geschriebenen und niedergelegten Text meint, sondern auch die ganze Welt des gesprochenen Wortes umfaßt. Ihr Buch "Tempus" von 1964, das Sie noch in Köln geschrieben haben, gilt als Meilenstein der Textlinguistik. Vielleicht können Sie einmal umreißen, worin dabei der neue Zugang zur Linguistik lag.

Weinrich: Die alte Linguistik – und man muß dabei das Wort "alt" wirklich im äußersten Sinne des Wortes begreifen, denn damit ist die Linguistik gemeint, die von Aristoteles und von Dionysios Thrax in alten griechischen Zeiten gebildet worden war – und auch die alte lateinische Sprachwissenschaft war einerseits ganz vom Wort, andererseits ganz vom Satz her gedacht. Insbesondere die Grammatik war eine Satzgrammatik. Ihr Interesse hörte an der Obergrenze des Satzes auf: Was darüber hinausging, war Stilistik und wurde von keinem seriösen Sprachwissenschaftler für voll genommen. Die Textlinguistik geht jedoch genau den umgekehrten Weg: Sie baut die Grammatik nicht von den kleinsten Einheiten, den Silben, Wörtern und Sätzen her allmählich auf, bis quasi das Haus der Sprache entstanden ist, sondern sie denkt vom Text her: Sie geht sogar noch einen Schritt weiter, weil sie nicht nur vom Text her denkt, sondern vom Text innerhalb seiner bestimmten Situation. Dieses Gespräch zwischen Ihnen und mir ist im Sinne der Textlinguistik ein Text: Von dieser Überlegung ausgehend steigt man dann herab und fragt

danach, wie man nun diesen Text, diesen Dialog, gliedern kann. Welche Strategien verfolgt der eine? Welche der andere? Dabei kommt man dann allmählich zu den Sätzen und noch weiter herunter bis zu den Wörtern. Das ist also eine Linguistik, die ganz anders denkt. Das ist keine Linguistik für Texte, sondern eine textuelle Linguistik, die alles neu zu denken versucht und daher auch entsprechend anders ausfällt.

Pauly: Sie gehen also vom Sitz im Leben aus, d. h., Sie betrachten Gesprächssituationen. Der Begriff "Sitz im Leben" ist natürlich auch ein Begriff der Theologie, die ja in Ihrem Leben, wie wir bereits gehört haben, doch hier und da ebenfalls eine Rolle gespielt hat. Wenn Sie sich aus Ihrem lebendigen Zugang zur Sprache heraus – natürlich auch im Hinblick auf die Korrektheit der Sprache und die Richtigkeit des Sprechens und Schreibens – diese emotionale Diskussion um die letztlich doch recht trockene Angelegenheit der Rechtschreibreform betrachten, was wäre dann Ihr Vorschlag zur Güte?

Weinrich: Ich habe mich relativ wenig in diese Diskussion um die Rechtschreibreform eingemischt, weil ich doch viele Monate des Jahres in Frankreich zubringe. Obwohl die Franzosen übrigens außerordentlich erstaunt sind über das, was wir uns hier leisten. Sie sagen: "Ihr habt doch eine wunderbare Rechtschreibung, verglichen mit der französischen oder der englischen, die ja viel schwieriger zu lernen ist." Die Franzosen gehen allerdings mit der Rechtschreibung ganz anders um: Sie machen daraus ein Spiel. Es gibt jedes Jahr in Paris an der "Sorbonne" ein außerordentlich schweres Rechtschreibdiktat, an dem in Paris Hunderte und in ganz Frankreich viele Tausende von Menschen teilnehmen. Nur ganz wenigen gelingt es, mit nur einem oder zwei Fehlern davonzukommen. Ich habe das selbst ein wenig beobachtet: Ich habe selten Menschen mit so glücklichen Gesichtern aus einem Hörsaal strömen sehen wie nach diesem sehr schweren Rechtschreibtext. Dagegen ist das, was wir hier gemacht haben, strohern und vielfach auch strohdumm. Ich bin sehr unglücklich über diese Rechtschreibreform. Ich finde, sie ist eine Zumutung. Mir wäre es am liebsten, sie würde wieder komplett rückgängig gemacht werden. Ich weiß nicht, ob das geht, aber ich wünsche den Bremern da viel Erfolg mit ihrem Referendum. So wie das hier gemacht worden ist, schäme ich mich eigentlich als Linguist für die geringe Qualität dieser Rechtschreibreformvorschläge. Ob man das aber noch alles ändern kann, weiß ich nicht: Man muß eben sehen, wie man damit leben kann.

Pauly: Sie bringen das Beispiel Frankreich und zeigen damit einen anderen Umgang mit der Rechtschreibung auf. Die Integration von Ausländern in Deutschland war Ihnen seit jeher ein Anliegen. Sie haben 1978 nach Stationen in Kiel und Köln und verschiedenen Gastprofessuren z. B. in Italien und in Princeton...

Weinrich: Sie dürfen Bielefeld nicht vergessen, denn ich bin einer der Mitbegründer der Universität Bielefeld.

Pauly: ...in München das Institut für Deutsch als Fremdsprache gegründet. Welche Idee hatten Sie damals dabei, und welches Anliegen hat das Institut heute?

Weinrich: Heute wird das Institut 20 Jahre alt. Als das 1978 anging, hatte ich die Idee, ein Institut und damit gleichzeitig auch ein Gesprächsforum zu schaffen, das der Tatsache Rechnung trägt, daß viele Millionen Menschen in der Welt Deutsch als eine Fremdsprache lernen - besonders viele sind das in Rußland und in den anderen Nachfolgeländern der ehemaligen Sowjetunion. Das wird in diesen Ländern übrigens mit hervorragender Qualität gemacht und mit einer so großen Liebe zu Goethe und Heine, daß wir von ihnen nur lernen können: Sie lieben die deutsche Sprache viel mehr als die Deutschen. Ich würde sogar sagen, daß ihnen die deutsche Sprache eigentlich mehr gehört als den Deutschen, weil sich diese Ausländer viel

mehr anstrengen und um die deutsche Sprache bemühen. Dann gibt es eben auch fünf, bald sechs Millionen Ausländer, die in Deutschland leben und von denen wir inzwischen wissen, daß sie eben nicht nur zum Fegen der Straße nach Deutschland gekommen sind. Mit großer Überraschung haben wir alle gemerkt – und das war ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Einrichtung dieses Münchner Instituts –, daß viele dieser ausländischen Mitbürger in der damaligen Bundesrepublik und heute auch in den neuen Bundesländern zur deutschen Sprache ein sehr inniges Verhältnis gewonnen und sie das Bedürfnis haben, sich in dieser Sprache auch literarisch auszudrücken. Wir haben dann – ganz zögernd noch – mit einem Minimum an Geld die ersten literarischen Wettbewerbe gemacht und dabei gemerkt, daß es richtige Schriftsteller deutscher Sprache unter diesen Ausländern gibt – im Inland wie im Ausland. Einer der Schwerpunkte des Instituts ist daher die Förderung dieser sogenannten Ausländer-Literatur geworden, die wir nachher lieber die "Chamisso-Literatur" genannt haben, nach Adelbert von Chamisso, der auch ein solcher Ausländer war. Er war ein Franzose, der durch die französische Revolution aus Frankreich vertrieben worden war und ein großer, man darf schon sagen klassischer Schriftsteller der deutschen Literatur geworden ist.

Pauly: Sie haben 1985 den "Chamisso-Preis" mit initiiert: Er wird jährlich an deutschsprachige Autoren nicht deutscher Sprachherkunft verliehen. Welche Erfahrungen haben Sie mit dieser Art von Literatur gemacht? Haben ausländische Autoren, die in Deutsch schreiben und denken, einen schärferen Blick auf die deutsche Realität? Was können wir von ihnen lernen?

Weinrich: Ja, sie geben uns die Chance, uns selbst von außen zu betrachten – was ansonsten ja nicht so leicht zu bewerkstelligen wäre. Ich habe einmal einen Vortrag gehalten, der damals so ein bißchen programmatischen Wert hatte: Der Vortrag hatte den Titel "Um eine deutsche Literatur von außen bittend". Die deutsche Literatur ist nämlich eine viel zu ernsthafte Angelegenheit, als daß man sie nur den Deutschen alleine überlassen sollte. Die Ausländer, die im Ausland oder als Ausländer in Deutschland leben, sehen deutsche Verhältnisse schon allein deshalb anders – sie sehen sie natürlich manchmal auch kritischer als wir, obwohl wir selbst mittlerweile eigentlich so selbstkritisch geworden sind, daß das kaum noch zu überbieten ist –, weil sie sich in anderen literarischen Formen ausdrücken. Ich will das an einem Beispiel illustrieren. Einer der Chamisso-Preisträger ist der aus Syrien stammende Schriftsteller Rafik Shami, der inzwischen ein Bestseller-Autor geworden ist - seine Bücher werden sehr viel gelesen. Eigentlich ist er gelernter Chemiker, aber diesen Beruf hat er mittlerweile an den Nagel gehängt. Das Besondere an ihm ist, daß er nicht nur in seinen Büchern ein großer Erzähler ist, sondern daß er wirklich erzählt. Das heißt, der geht in die Säle und erzählt Geschichten. Ich habe das einmal mit 500 Studenten von mir in einem ganz nüchternen Hörsaal der Münchner Universität ausprobiert. Er erzählt natürlich auf Deutsch, aber er erzählt so, wie das im Orient früher die Geschichtenerzähler auf den Marktplätzen gemacht haben. Es gelingt ihm tatsächlich, seine Hörer damit in Bann zu schlagen. Das hat z. B. bisher kein deutscher Schriftsteller gewagt. Denn als solcher ist er zunächst einmal ein Schriftsteller, während Rafik Shami eben zunächst einmal ein Erzähler ist, der dann seine Geschichten auch noch aufgeschrieben hat.

Pauly: Das ist also eine Erfahrung mit der Literatur selbst und mit dem Vorgang des Schreibens und des Erzählens. Das Ganze ist gepaart mit der Überlagerung der Kulturen, woraus sich dann eben auch eine Selbstbetrachtung des Deutschen ergeben kann. Sind Sie in diesem Zusammenhang auch mit Kritik konfrontiert worden? Es gibt ja beispielsweise das Wort von der "Gastarbeiterliteratur" oder den Vorwurf, daß sich so ein Preis in die hohe deutsche Literatur einmischt. Was

entgegen Sie darauf?

Weinrich:

Kritik gibt es natürlich, und das ist auch gut so. Denn wo wäre die wissenschaftliche Tätigkeit, die nicht der Kritik ausgesetzt ist? Es gibt also zunächst einmal eine Kritik des Schweigens von der etablierten deutschen Literaturkritik. Die deutsche Literaturkritik nimmt diese Literatur der aus der Fremde kommenden Literaten nur völlig unzureichend wahr. Ich warte noch darauf, daß im "Literarischen Quartett" einmal ein Roman eines solchen Autors besprochen wird. Das ist nicht einfach nur eine Qualitätsfrage, sondern diese Romane sind eben anders. Man muß seine Wahrnehmung anders einstellen, um das überhaupt erfahren zu können. Unter den Chamisso-Preisträgern ist z. B. ein Tuwaine. Das ist eine kleine Völkerschaft im Altaigebirge hinter der Mongolei. Dieser Mann schreibt auf Deutsch: Deutsch ist seine dritte Sprache und gleichzeitig seine Literatursprache. Er schreibt von seinem Volk: Das ist eben eine ganz andere Literatur als von deutschen Autoren, die hier sozialisiert sind. Es gibt hier bei uns also ein richtiges Verschweigen dieser Literatur. Die Literaturkritik ist nämlich wirklich manchmal ein bißchen zu faul, um sich auf diese neuen Formen und auch auf gewisse Lockerheiten in der Darstellung einzulassen. Das ist die eine Sache. Eine ernst zu nehmende kritische Überlegung läuft hingegen auf folgendes hinaus. Diese Kritik geht von der Überlegung aus, ob es richtig ist, die von Ausländern geschriebene Literatur in dieser Weise zu singularisieren. Man kann sich ja überlegen, ob man nicht einfach sagt: "Wer auf Deutsch schreibt, ist deutscher Schriftsteller und damit Schluß der Diskussion. Er muß sich den Normen der deutschen Verlage und der deutschen Literaturkritik so stellen, wie das nun einmal allgemein gängig ist. Es gibt nämlich keinen Grund, für solche Autoren eine eigene Kategorie zu schaffen."

Pauly:

Ist denn nicht auch die Betonung der Eigenständigkeit dieser Kategorie ein politisches Zeichen? Ich erinnere mich dabei z. B. an Thesen des Goethe-Instituts zur Kultur- und Sprachvermittlung im Ausland. Sie sind ja auch Beirat im Goethe-Institut und haben diese Thesen mit entwickelt. In diesen Thesen wird gesagt, daß die Kultur- und Sprachvermittlung immer auch eine politische Komponente haben muß. Sind dieser Preis und die Eigenständigkeit dieser Literatur auch ein politisches Zeugnis?

Weinrich:

Das ist ein Politikum ersten Ranges, wenn das mit Hilfe dieses Preises und des ganzen Umfeldes gelingt. Damit sind ja auch Förderpreise und Fördermaßnahmen der verschiedensten Art verbunden. Da Sie gerade das Goethe-Institut erwähnt haben: In der Jury des "Chamisso-Preises" ist auch eine Angehörige des Goethe-Instituts vertreten. Sie hat z. B. dafür gesorgt, daß die Chamisso-Autoren, also die Preisträger und auch andere, die zu diesem Umfeld gehören, in hohem Maße ins Ausland an die Goethe-Institute eingeladen worden sind, um dort die deutsche Literatur zu vertreten. Man kann heute feststellen, daß in vielen Ländern wie z. B. in den USA oder in Südafrika bei den dortigen germanistischen Instituten fast ein stärkeres Interesse an dieser Chamisso-Literatur besteht als an der gewöhnlichen deutschen Literatur. Darüber bin ich sehr glücklich. Es ist wirklich ein Politikum ersten Ranges, wenn es auf diese Weise gelingt, in Deutschland ein Bewußtsein dafür zu schaffen, daß wir uns mit den Personen fremder Herkunft nicht nur pragmatisch wirtschaftlich und finanziell auseinandersetzen müssen, sondern daß sie bestimmte kulturelle Botschaften haben, die nicht identisch sind mit denen, die wir hier aus uns selbst heraus produzieren können. Wenn das gelingt, ist wirklich viel gewonnen.

Pauly:

Es geht dabei um einen Dialog der Kulturen, der sich in Sprache ausdrückt und zur Literatur wird. Romano Guardini, der Religionsphilosoph, der auch lange hier in München gelehrt hat, hat einmal gesagt: "Sprache ist nicht nur Verständigungsmittel, sondern Sinngestalt und Speicher von

Vergangenheit, in dem sich Kultur ansammelt und an die Oberfläche geschwemmt wird." Sie selbst haben sich, auch als Essayist, ebenfalls mit der Vergangenheit beschäftigt und dabei ein Buch geschrieben, das sich "Lethe – Kunst und Kritik des Vergessens" nennt. Das Vergessen wird ja prima vista zunächst einmal als Plage empfunden: Wie sind Sie denn darauf gekommen, sich mit diesem Aspekt des Vergessens als einer Kunst zu beschäftigen?

Weinrich:

Als Sprach- und Literaturwissenschaftler und als Philologe bin ich natürlich von Haus aus und auch rechtens ein Mann des Erinnerns, also ein Gedächtnis-Mann. Ich bin das sozusagen schon von der Profession her. Als Literaturwissenschaftler z. B. und als Literaturhistoriker macht man fast nichts anderes, als der Erinnerung auf die Sprünge zu helfen. Vor zehn Jahren ungefähr hatte ich daher im Sinn, eine Kulturgeschichte des Gedächtnisses zu schreiben. Es gibt da ein sehr schönes Buch von Frances Yates, das 1968 erschienen ist und das bis zur Renaissance geht. Ich wollte dieses Thema bis in die Gegenwart fortsetzen. Ich bemerkte aber bei meinen Vorarbeiten, die sich über längere Zeit erstreckten, daß es mit dem kulturellen Gedächtnis seit dem 17. Jahrhundert, vor allem aber seit dem 18. Jahrhundert – dem Jahrhundert der Aufklärung –, eher bergab geht. Die Aufklärung kann auch gelesen werden als ein großes Konkurrenzunternehmen, fast als ein großer Kulturstreit zwischen der Vernunft und dem Gedächtnis. Das Gedächtnis wurde verdächtigt, bloßer Träger der Tradition zu sein. Seitdem geht es mit dem Gedächtnis bergab, und jetzt im 20. Jahrhundert sind wir eher an einem Tiefpunkt des öffentlichen Gedächtnisses angelangt. Zumindest sind wir jedoch an einem Tiefpunkt hinsichtlich der öffentlichen Einschätzung des Gedächtnisses, also des Prestiges des Gedächtnisses, angekommen. Da ich mir nun gerade diesen Zeitraum als Gegenstand meiner Untersuchung vorgenommen hatte, hatte ich das Gefühl, ich würde eine ziemlich traurige Geschichte schreiben müssen. Da habe ich das alles umgedreht und dabei gemerkt, daß man das Gedächtnis auch sehr gut durch die "camera obscura" des Vergessens betrachten kann und daß man dabei einige interessante Einblicke bekommt, die man durch eine nur plane Betrachtung des Gedächtnisses und der Erinnerung nicht erhalten könnte.

Pauly:

Sie beschreiben in Ihrem Streifzug durch die Kulturgeschichte verschiedene Gestalten des Vergessens, die einem nicht so direkt zur Verfügung stehen, die man bisher noch nicht so genau gesehen hat. Sie zitieren z. B. Ovid, einen antiken römischen Dichter, und beschreiben eine Form des Vergessens, die man vielleicht als gnädige oder als heilsame Form des Vergessens bezeichnen kann.

Weinrich:

Ja, das muß man wohl als erstes sagen. Der erste Satz meines Buches lautet: "Alle Welt ist vergeßlich." Und der zweite Satz lautet, glaube ich: "Der Mensch ist ein vergeßliches Lebewesen..." Das ist auch gut so, denn wir könnten gar nicht existieren, wenn wir nicht ständig vergessen würden. Das gehört einfach mit zur intellektuellen Bewegung. Wir nehmen ja andauernd Informationen auf – und die müssen wir auch wieder irgendwie loswerden. Wir vergessen also ständig, und das ist richtig so, das ist gut so. Man kann sogar sagen: Vergessen macht Spaß unter bestimmten Voraussetzungen, denn es schafft wieder Platz. Nietzsche hat ja sehr gut beschrieben, wie er im 19. Jahrhundert die ganze Last der Geschichte auf seinem Rücken fühlt. Er möchte das abschütteln und damit wieder Platz für Neues schaffen: Das hat ihm Spaß gemacht. Vergessen kann also auch Spaß machen. Ovid ist auch ein schönes Beispiel dafür. In seiner Schrift über die unglückliche Liebe und was man dagegen tun kann, fragt er danach, welches Remedium hilft, welches Heilmittel es gegen eine unglückliche Liebe gibt: Man muß natürlich die Geliebte oder den Geliebten vergessen – kann es aber nicht, weil der Verlust so arg schmerzt. Die Frage ist nun, was man da tun könnte. Soll man die Bilder der Geliebten verbrennen? Oder wird

gerade dadurch die Erinnerung entzündet? "Die Heilmittel der Liebe" von Ovid sind eine recht lustige Geschichte: Das ist eine richtige Vergessenskunst in der Anwendung auf die Liebe. Ich möchte hier natürlich nicht versäumen, das letzte Heilmittel zu erwähnen, das Ovid empfiehlt: Das beste Mittel, die unwürdige Geliebte oder den mißratenen Geliebten aus dem Gedächtnis zu vertreiben, besteht darin, sich neu zu verlieben.

Pauly: Das ist eine Art des Vergessens, die versucht, einen Schlußstrich und ein Fazit zu ziehen. Es gibt aber auch die andere Art des Vergessens, die das Vergessen eher als einen Schacht versteht, in den Vergangenes oder auch ein bestimmtes Wissen einfach fallengelassen wird, um es zu entsorgen. Das Wort "entsorgen" hat hierbei aber doppelte Bedeutung: Es kann auch Befreiung und Entlastung von Sorgen bedeuten. Damit kommen wir in die Richtung von Sigmund Freud. Sie haben geschrieben, Sigmund Freud markiere eine Zäsur: Hier hat das Vergessen seine Unschuld verloren.

Weinrich: Das Sigmund-Freud-Kapitel in meinem Lethe-Buch ist mir in der Tat sehr wichtig. Es erinnert daran, daß wir ja sehr häufig in Situationen leben, in denen uns eine unangenehme Erinnerung quält, in denen etwas an uns nagt: Das kann z. B. ein Vergehen sein, das wir uns zuschreiben und das wir gerne los wären. Da setzt eben dieser Verdrängungsmechanismus ein, der ja bekanntermaßen von Freud beschrieben worden ist. Ich habe mir die Werke von Freud noch einmal genau daraufhin angesehen: Neben dem Wort Verdrängung, das natürlich bei ihm quasi die Primärterminologie bestimmt, gibt es sekundärterminologisch auch immer wieder die Bilder der Erinnerung und des Vergessens. Er war sich völlig darüber im Klaren, daß die Verdrängung ein mehr oder weniger willentliches, jedenfalls ein normengesteuertes, ein vom Über-Ich gesteuertes Vergessen ist, das nicht zum Erfolg führt. Das, was man auf diese Weise, gesteuert vom Unlustprinzip, in das Vergessen abdrängt, wird man damit ja nicht los. Das rumort im Unbewußten, das arbeitet weiter: Da es an der Oberfläche des Bewußtseins nicht zugelassen wird, rumort es eben im Unbewußten weiter und wirkt sich somatisch, also körperlich, in der Form der Neurose oder der Hysterie aus.

Pauly: Zum Erfolg kann da nur eine erneute Komplizenschaft von Vergessenskunst und Gedächtniskunst führen, indem nämlich das Verdrängte noch einmal an das Licht des Bewußtseins gehoben wird und dann heilsam vergessen werden kann.

Weinrich: ...und dann heilsam und befriedet vergessen werden kann. Denn es ist natürlich niemandem damit geholfen, weil das eben nur die erste Hälfte des Prozesses ist, wenn man das Verdrängte mit den Mitteln der Gedächtniskunst, also in den meisten Fällen narrativ erzählend, nur wieder hervorholt. Das wird in der Rezeption von Freud wie auch überhaupt in der psychoanalytischen Praxis gerne vernachlässigt. Dieses Hervorholen muß der Patient freilich selbst machen. In der ganzen Psychoanalyse gibt es ja nur ein einziges Heilmittel, nämlich die Sprache. Deswegen sind wir Sprachwissenschaftler auch so sehr daran interessiert. Gut, es wird also wieder bewußt gemacht. Wenn das aber nun im Gedächtnis, im Bewußtsein bleiben müßte, wäre ja nicht viel geholfen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, wo darin die Heilung liegen sollte. Statt dessen geht der Prozeß in dem Sinne weiter, daß das Wieder-bewußt-Gemachte jetzt unschuldig und befriedet vergessen werden darf – oder auch nicht. Man geht damit jedenfalls um, wie mit einem anderen Gegenstand.

Pauly: Es geht in diesem Zusammenhang also um biographisches Wissen, um belastetes oder befriedetes Wissen. In der gegenwärtigen Gesellschaft, die sich als Informations- und Mediengesellschaft versteht und sich geradezu über ihren Informationsfluß definiert, geht es aber um eine andere Form von Wissen und Wissensspeicherung: Es geht um anonyme Datenberge, die sich in Lexika und auf Festplatten in unzähligen Rechnern finden. Wenn Sie

einen Blick aus der Zukunft auf die Gegenwart versuchen wollten: Als welches Zeitalter wird unsere Zeit später einmal titulierte werden? Wird das die Informationsgesellschaft sein oder die des toten Wissens?

Weinrich: Wenn man die Zukunft erkennen will, hilft es einem am besten, wenn man sich in der Vergangenheit umsieht. Noch nie ist eine Epoche später in der Geschichte so benannt worden, wie sie sich selbst gerne genannt hätte. Die Vorzugs-Benennungen, die sich für das jetzt zu Ende gehende 20. Jahrhundert ausgebreitet haben, sind ja die "Informationsgesellschaft", die "Wissensgesellschaft" und die "Gedächtnisgesellschaft" – mit Blick auf diese gewaltigen elektronischen Gedächtnisspeicher, die uns zur Verfügung stehen. Ich glaube eher nicht, daß sich unsere Zeit dereinst mit diesen großartigen Titeln wird schmücken können, daß also die Geschichte diese heute gebrauchten Titel bestätigen wird. Ich könnte mir vorstellen, daß dieses Jahrhundert einmal das Jahrhundert des Vergessens genannt werden wird.

Pauly: Sie haben für dieses 20. Jahrhundert eine absolute Grenze des Vergessens formuliert: "Es kann kein Vergessen nach Auschwitz geben." Sie haben darüber ein eigenes Kapitel in Ihrem Buch geschrieben, in dem Sie Ihre Gedanken dazu ausführen. Wie ist Ihr Gefühl hinsichtlich Auschwitz? Wie ist Ihr Gefühl hinsichtlich der Pläne eines Denkmals für die Opfer des Holocaust in Berlin?

Weinrich: Ich gehöre ja zu der Generation, die mit den schrecklichen Verbrechen des Holocaust noch in Zeitgenossenschaft steht. Ich war in der damaligen Zeit zwar ein Kind, ein Jugendlicher, aber ich gehöre einfach zu dieser Gesellschaft, ich gehöre zu dieser Nation, die diese Verbrechen hervorgebracht hat. Das sitzt mir, solange ich lebe, furchtbar im Nacken: Das werde ich persönlich nie loswerden, weil es für mich kein Vergessen geben wird. Das steht für mich selbst überhaupt nicht in Frage. Ich kann daher nur aus vollem Herzen zustimmen, daß es gegenüber dem Völkermord, dem Genozid, ein absolutes Vergessensverbot gibt - so wie das ja auch von der Rechtsprechung und in einem Beschluß des Deutschen Bundestages, aber auch von anderen nationalen Parlamenten ausgesprochen worden ist. Gegenüber Auschwitz – wenn wir mit diesem Namen einmal diese ganzen Schrecknisse bezeichnen wollen – gibt es kein Vergessen, darf es kein Vergessen geben und darf es vor allem auch keine Kunst des Vergessens geben. Eines der Ziele, das ich mit meinem Buch verfolgt habe, besteht auch darin, die vielfältigen Aspekte - die kulturellen, politischen, juristischen Aspekte usw. –, die es am Vergessen zu beobachten gibt, genau zu registrieren, um das Vergessen besser bekämpfen zu können. In diesem Fall muß das Vergessen wirklich bekämpft werden.

Pauly: In diesem Zusammenhang geht es also letztlich nicht um eine Kunst, sondern um eine Kritik des Vergessens.

Weinrich: Ja, aber hier ist es mir fast noch wichtiger, eine Kritik an der Kunst des Vergessens zu üben: Hier muß man wirklich all das aus dem Spiel lassen, was uns sonst mit Kunst das Vergessen angenehm macht. Interessant ist hierbei, daß einem da wiederum die Literatur hilft. Ich setze eigentlich meine größten Hoffnungen auf die Literatur, vor allem auch auf die erzählende Literatur: Im Moment sind es noch die literarischen Zeugnisse der Opfergeneration, die wir genau lesen...

Pauly: Ich darf hier ein Beispiel anbringen: Im Kapitel über das Vergessensverbot in Ihrem Buch zitieren Sie z. B. auch Gedichte von Elie Wiesel und kommentieren damit auch Ihre eigene Sicht von Lyrik, die es offenbar versteht, Leben einsichtig zu machen. Sie selbst haben ebenfalls eine weitere Facette Ihres sprachlichen Könnens gezeigt, indem Sie selbst Gedichte geschrieben und einen, wie ich meine, sehr schönen Lyrikband

veröffentlicht haben. Er heißt "Sag Schibboleth". Dieses Titelgedicht drückt eigentlich auch das aus, was Ihr Leben und Ihren Zugang zur Sprache im Zusammenhang mit dem Leben prägt, nämlich die Rettung durch Sprache. Worum geht es in diesem Gedicht?

Weinrich:

"Schibboleth" ist ein Wort aus der Sprache der Bibel. Es ist ein Paßwort, wie man heute sagt. Dieses Wort wird in einer bestimmten Szene des Alten Testaments gebraucht: Beim Übergang über den Jordan wurden die Feinde daran erkannt, daß sie das richtige Wort in der richtigen Aussprache, nämlich Schibboleth, nicht aussprechen konnten und sich damit durch einen Akzent als Ausländer verrieten. Ich habe dieses Wort in der Titelfassung "Sag Schibboleth" für das Gedicht und für diesen Band genommen, weil es ziemlich genau das Zentrum dessen trifft, was mir an der Sprache wichtig ist: Ob man so oder anders spricht, ist nämlich eine gefährliche Sache. Die Sprache ist mir so wichtig, sie ist mir auch so lieb und so viel wert, daß ich der Auffassung bin, daß man nicht sagen kann: Wir wollen nur die Sachen packen, uns quasi an den Sachen festhalten, und dann werden sich schon irgendwie die dazu passenden Wörter einstellen, damit man etwas so oder auch anders sagen kann. Ich glaube statt dessen, daß man in der Sprache immer schon die Sache selbst hat. Das macht die Sprache auch so gefährlich und so interessant im besten Sinne des Wortes: Man hat Verantwortung für die Sprache. Dieses Phänomen des Paßwortes zeigt nun wirklich "in nuce", wie in einer Nuß, genau die Gefährlichkeit, ob man so oder anders spricht.

Pauly:

Das ist also die Wichtigkeit von Sprache und ihrer Verbindung mit dem Leben. Wir danken Ihnen, Professor Weinrich, sehr herzlich für dieses Gespräch und wünschen Ihnen für Ihre Aufgaben am "Collège de France" in allererster Linie eine Hörerschaft, die aus Experten und Interessierten zusammengesetzt ist, die Ihren Zugang zur Sprache nachgehen und mitgehen möchten. Für Sie persönlich wünschen wir in der Zukunft viele Anlässe, um über Sprache schreiben und sprechen zu können. Danke, Professor Harald Weinrich, und Ihnen Danke fürs Zusehen bei Alpha-Forum.